

Angenehmes Grün - zur Bedeutungsgestalt von Grünräumen in der Suburbia

Göb, Angelina

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Göb, A. (2021). Angenehmes Grün - zur Bedeutungsgestalt von Grünräumen in der Suburbia. *Stadtforschung und Statistik : Zeitschrift des Verbandes Deutscher Städtestatistiker*, 34(2), 52-57. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-75078-7>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-SA Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-SA Licence (Attribution-NonCommercial-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0>

Angelina Göb

Angenehmes Grün – zur Bedeutungsgestalt von Grünräumen in der Suburbia

Wofür steht „Grün“ in der Suburbia? Welche Arten von Grünflächen sind für wen, wie und warum relevant? Mit diesen Fragen setzt sich der folgende Beitrag auf der Grundlage einer qualitativen Studie in zwei suburbanen Räumen der Region Hannover auseinander. Aus der Perspektive von Bewohner(inne)n wird herausgestellt, wie Grünräume im Suburbanen wahrgenommen und gebraucht werden, welchen Stellenwert „grüne Infrastruktur“ als Gelegenheitsstruktur und Kriterium von Wohnstandortentscheidungen erlangen kann. Gleichgesetzt mit dem Begriff Natur und als Kontrast zur Stadt, zeichnet sich Suburbias Grün durch eine gute Erreichbarkeit und bequeme Nutzbarkeit aus, ermöglicht spontane oder geplante, aktive oder passive Erholung. Grün wird am Siedlungsrand und im Garten sowohl unbewusst beiläufig als auch bewusst im Tun erlebt; offeriert allen Bewohner(inne)n eine Kann-Option zur Selbstverwirklichung.

Angelina Göb

Diplomgeographin, seit 2019 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Institut für Wirtschafts- und Kulturgeographie der Leibniz Universität Hannover. Forschungsschwerpunkte: Stadt- und Sozialgeographie sowie qualitative Sozialforschung und Sozialraumanalyse.

✉ goeb@kusogeo.uni-hannover.de

Schlüsselwörter:

Suburbia – Drinnengrün und Draußengrün – Möglichkeitsstruktur – Gebrauchswert – Annehmlichkeit

Suburbia – Lebenswelt der Gegensätze?!

„Man ist total stadtnah und hat trotzdem sehr viel Grün“ so Frau Gehring¹, die am Stadtaußenrand von Hannover lebt. Sie fasst in einem Satz die wesentliche Qualität des suburbanen Raums zusammen: die Lage. Es ist die „Nähe zu“ Stadt und Grün, die die Suburbia als Wohnstandort für viele Menschen attraktiv macht.

Welche (Grün-)Deutungen unter diesen räumlich-relationalen Bedingungen im Suburbanen vorgenommen werden, möchte ich hier anhand einer Sekundärauswertung einer umfangreicheren qualitativen Studie aufzeigen.² Diese ist mit 45 Bewohner(inne)n in einem auf Breite und Vielschichtigkeit angelegten Sample zwischen 2017 und 2020 durchgeführt worden. Das Forschungsdesign zur Rekonstruktion von sinnhaften Wirklichkeitskonstruktion der Befragten war explorativ angelegt (Lamnek 2005; Helfferich 2011), um strukturelle Zusammenhänge und Beziehungsgeflechte sozial-räumlicher Praktiken offenzulegen. Für die Erhebung wurden explorative Interviews (Honer 1994, 2011) eingesetzt, die mit der dokumentarischen Methode (Bohnsack 2003; Nohl 2017) und der dichten Beschreibung (Geertz 1979) ausgewertet wurden.

Bei den ausgewählten suburbanen Untersuchungsräumen handelt es sich um zwei kleinstädtische Standorte, die unmittelbar – nordöstlich bzw. südwestlich – an der administrativen Stadtgrenze von Hannover liegen. Beide Siedlungsbereiche sind in den 1950er/60er-Jahren planmäßig angelegt und sukzessive mit grundzentralen Funktionen angereichert worden.³ Aufgrund ihrer Lage, Anbindung und Ausstattung können Altwarmbüchen (Gemeinde Isernhagen, 9.091 Einwohner⁴) und Hemmingen-Westerfeld (Stadt Hemmingen, 6.935 Einwohner⁵) als „zukunftsfähige Selbstläufer in hochattraktiven Lagen“ (BMVBS 2013: 134) im engeren Pendlerverflechtungsraum einer Großstadtregion⁶ klassifiziert werden.

Die „grüne Infrastruktur“ macht in den untersuchten Orten rd. ein Viertel des Gebietes aus.⁷ Darunter fallen „alle Formen grüner Freiräume und begrünter Gebäude“ (BMUB 2015: 7). Claßen et al. (2012) differenzieren weiterhin zwischen punktuellen Freiräumen (z. B. Parkanlagen, Privatgärten und Kleingartenanlagen), linearen Freiräumen (z. B. Grünzüge, Alleen) und großflächigen, natürlichen oder naturnahen Freiräumen (z. B. Waldflächen). Dabei übernimmt grüne Infrastruktur verschiedene soziale, ökonomische wie ökologische Leistungsfunktionen, mit denen auch gesellschaftspolitische Ziele verfolgt werden. Dazu gehören integrativ-nachhaltige Strategien zur

Begegnung des Klimawandels, zur Förderung von Biodiversität und der psychischen und physischen Gesundheit. Über den ästhetisch-kulturellen Aspekt hinaus, wird Grün als Standortfaktor zur Wertsteigerung von Immobilien angesehen und dient der Aufwertung des Wohnumfelds (Bläser et al. 2012: 16 ff.), schafft Lebensqualität und sozialen Zusammenhalt (Dosch et al. 2016: 659). Während sich aktuelle wissenschaftliche wie planerische Diskurse fast ausschließlich auf das „Stadtgrün“ beziehen und ein akutes Handlungserfordernis in Hinblick auf Verfügbarkeit, Vernetzung und Vielfältigkeit dieser Flächen proklamieren, bleibt Suburbias Grün in der deutschen Forschungslandschaft weitestgehend unberücksichtigt – dieses wird jedoch, wie meine Analyse zeigt, als Ausstattungselement randstädtischer Wohnorte schlicht erwartet.

„Das Leben in Hemmingen ist schon lebenswert, weil es ruhig ist, grün ist und man hat alles, was man eigentlich haben möchte.“ (Hr. Jungbauer)

Schöner, weil grüner Wohnen in der Suburbia?

„Gute Anbindung an Hannover, [...] günstige Baulandpreise [...] und ein Grundstück groß genug für einen Garten, weil wir drei Kinder haben. Die brauchen Fläche und was zum Laufen.“ (Hr. Dedendorf)

Zu den Auslösern von Stadt-Rand-Wanderungen zählen persönliche, berufliche und finanzielle Gründe, aber auch der Wunsch, Eigentum zu bilden sowie nach einer qualitativen Verbesserung der Wohnung und des Wohnumfelds (BMVBS 2007: 63 ff.; Menzl 2007, 2014). Dabei wird das Grün unter den Umfeldkriterien subsumiert, welche die Attraktivität der Wohngegend, deren Ausstattung und Umweltbedingungen beschreiben. Insbesondere für Familien mit Kindern stellt die Grün- und Freiraumqualität ein besonders wichtiges Kriterium für den Zuzug in den suburbanen Raum dar (Danielzyk et al. 2012: 21). Selbiges gilt für ältere Bevölkerungsgruppen, deren Aktivitäten sich bei eingeschränkter Mobilität zwangsläufig auf das nähere Umfeld beziehen müssen.

Für die Bewohner(innen) der untersuchten suburbanen Räume ist die Einbettung des Wohnortes in eine grüne Umgebung auf den ersten Blick sicht- und erlebbar. Bei der Standortwahl spielt diese aber nur eine den Gesamteindruck verstärkende Rolle, die dem konkreten Wohnobjekt nachgeordnet wird. Das „eigentlich schöne Umfeld“, „die Nähe zur Natur, zum Wald, zu Wiesen, zum Freien“ wird vor allem dann betont, wenn Bewohnerinnen wie Frau Grund und Frau Assmann lieber in der Stadt wohnen geblieben wären. Mit der Herausstellung im Komparativ, nämlich dass es **grüner** als in der Stadt ist, wird die eigene Standortentscheidung legitimiert, aus der keine Wertschätzung geschweige denn Nutzung für das Grün hervorgehen muss. Diejenigen Befragten, die sich ein „natürlicheres“ Wohnumfeld wünschen und eine Verstärkung des Ortes durch bauliche (Nach-)Verdichtung kritisieren, verweisen dagegen auf eine Zunahme und Qualifizierung von städtischen Grünflächen, die den vor Ort empfundenen Grünverlust bekräftigen sollen. Insgesamt ist der suburbane Raum für viele Bewohner(innen) ein Kompromissstandort der pragmatischen Vor- bzw. Nachteils-Abwägung. Dementsprechend changiert die Bedeutung von Grün bei den Bewohner(inne)n zwischen

einem „must have“ und „nice to have“, das im Rahmen der Aneignung Relevanz gewinnt.

Infolge der Randlage, der „Nähe zu“ ist das Leben im Suburbanen ein vornehmlich angenehmes, weil „*man alles hat, was man so braucht und gleichzeitig im Grünen ist*“ (Hr. Dombrindt). Suburbia fungiert somit als Komfortzone und Options-Raum, in dem man sich nicht entscheiden muss aber wählen kann, z. B. welche Grünformen wie häufig und intensiv in den Alltag integriert werden. Diese werden nach Lage/Erreichbarkeit und eigentumsrechtlichem Status/Zugriff – in den Formationen (dr)innen und (dr)außen – differenziert. Unter (dr)innen werden private Gartenflächen verstanden, zum (Dr)außen zählt das (halb-)öffentliche „Rand-Grün“, das fragmentarisch auch im Innern der Siedlungsbebauung als Wohnpark, Grünstreifen oder Abstandsfläche vorkommen kann.

Grün gleich Natur, gleich Gegenteil von Stadt

„Wenn man [nach Altwarmbüchen] [...] reinkommt hat man links und rechts Wiesen, Weiden, Wald und die Wietzeae [...]. Das ist so die Wahrnehmung ...“ (Hr. Quellhorst)

Aus anderer Richtung auf den Ort blickend stellt Frau Ribbek fest, dass man „den Übergang von der Stadt schon suchen muss. Wenn da nicht ein Schild stünde, dann wüssten sie nicht, wo endet Hannover, wo beginnt Altwarmbüchen.“ Während die Stadtgrenze als solche kaum mehr erkennbar ist, bildet das „Draußengrün“ einen deutlichen Übergang zur Peripherie, das als selbstverständliche Gegeben- und Gelegenheit des Ortes zuvorderst beiläufig und oberflächlich-abstrakt registriert wird. In dieser Kontextualisierung wird Grün in den Deutungsschemata der Bewohner(innen) mit Natur gleichgesetzt. Einer Spezifikation oder Erläuterung bedarf es offensichtlich nicht, weil jede und jeder zu wissen scheint, was Grün ist.

„In Hannover gab es diese Weite, diese Luftigkeit und diese riesigen Grünflächen, parkähnlichen Passagen zwischen den Häusern nicht mehr. Also es ist einfach Platz. Es ist einfach mehr Platz.“ (Fr. Nowak)

Stadt (Hannover) wird als Kontrast zur „natürlichen Kulisse“ positioniert. Einhergehend mit stereotypen Raumzuschreibungen ist sie hektisch, laut und schmutzig, wohingegen Natur ausschließlich positiv konnotiert und als grün, ruhig, idyllisch attribuiert wird. Diese Beschreibungen verbleiben überwiegend entpersonalisiert und gehen in einem verallgemeinerten „man“ auf, das Grün zum „Allgemeingut“ macht: „Wenn **man** rausgeht, hat **man** Grün“ (Hr. Jungbauer). Das Grün-Erleben erreicht die Bewohner(innen) unmittelbar; ist (in)direkt präsent, weil „*man Natur mitkriegt. [...] Ich habe hier mehr Naturerlebnisse vielleicht als [Erlebnisse] mit Nachbarn*“ (Fr. Quandt). Das Konfrontiert-Sein mit dem vorhandenen Grün und dessen rhythmischen Veränderungen, dem Beobachten-Können von Jahreszeiten ist evident.

„Dieser See [...] sieht immer anders aus: Da sind Vögel im Sommer und im Winter ist es stockfinster. Das ist schon toll dieses Leben, das Erleben von Natur [...], wenn man sieht, wie sich der Baum im Laufe der Jahreszeit verändert.“ (Fr. Assmann)

Vielen Bewohner(inne)n der Suburbia – wie vermutlich auch denen in der Stadt – reicht das Wissen um die Option Grün oftmals schon aus, um sich „grün(er)“, gesünder und zufriedener zu fühlen.

„Ich liebe es Waldluft zu atmen. [...] Wenn ich beruflich sehr gestresst war, [...] dann habe ich hier eine Runde gedreht, in die Weite geguckt... und wenn man die Rapsfelder sieht, dann hebt das die Seele wieder so ein bisschen.“ (Hr. Ribbek)

Das rahmungebende „Begleitgrün“ trägt dazu bei, die Lebens- und Aufenthaltsqualität zu steigern, wofür bereits „der Blick ins Grüne [genügt]. [...] Ich sehe praktisch unser Naherholungsgebiet [...], da ist man freier“ (Fr. Jaeger). Mit dieser Aussicht geht ein Freiraum-Erleben, die Wahrnehmung eines Lebens in Freiheit einher (Abb. 1). Dabei variieren Rezeption und Relevanzsetzung von Grünräumen zwischen den Bewohner(inne)n in Abhängigkeit von ihrer Sozialisation und Individuation und der sich daraus ergebenden Disposition in der jeweiligen, rezenten Lebenslage.

Abb. 1: Das „Draußengrün“.



Grün: aber nur, wie und wann ich will

Obwohl das Grün am Rand des suburbanen Siedlungsgefüges „direkt vor der Tür ist“ (Hr. Jungbauer), erfolgt dessen Nutzung nicht zweckfrei. Der Gebrauch des „Draußengrüns“ ist das Resultat aus der individuellen Präferenz der Befragten, ihrer körperlichen Konstitution und ihres Freizeitbudgets. Es gilt: Sobald Grün in Arrangements und Alltagsroutinen eingebettet wird, wird die Beiläufigkeit des Naturerlebens durch Beschäftigung in und mit ihr aufgehoben.

„Das hat einen hohen Naherholungswert, wenn man da jetzt joggen, radfahren, spazieren gehen will, mit dem Hund rausgeht oder hier reiten auch viele...“ (Fr. Quellhorst)

Suburbias Grünräume stellen Gelegenheitsstrukturen unterschiedlicher Qualität und Ausstattung für unterschiedliche Ansprüche und Nutzungsformen bereit. Dazu muss man wiederum wissen, wie die grüne Infrastruktur gestaltet ist, welche Materialität sie hat: Handelt es sich um Trampelpfade im Feld oder einen befestigten, beleuchteten Radweg durch den Wald? Kann man dort spazieren gehen und joggen oder auch einen Kinderwagen oder Rollator schieben? Ist dies zu jeder Tageszeit und für jede Altersgruppe möglich oder gibt es Einschränkungen? Erst, wenn diese Rahmenbedingungen in Kongruenz zu der auszuübenden Tätigkeit stehen bzw. gebracht werden können, wird das Wohnumfeld als Grünraum tatsächlich genutzt.

Attraktiv ist das „Draußengrün“ insbesondere für Eltern, die am Wochenende Radtouren und Ausflüge mit ihren Kindern in der Umgebung machen, sowie für ältere Menschen, die sich im grünen Umfeld immer dann aufhalten, „wenn man mal einen Spaziergang machen will [...]“. Das ist eigentlich das, was uns hier so reizt“ (Fr. Zehnpfennig). Ältere Menschen nutzen das Grün auch zur Alltagsstrukturierung. Dabei wird das Was, Wie und



Fotos: A. Göb

Wie lange der „Outdoor-Aktivität“ von der Wetterlage (mit) beeinflusst. Daneben machen konkrete Zielpunkte wie ein Café oder ein Badensee einen Ausgang noch wahrscheinlicher. Allgemein bedeutet die Nutzung des grünen Umfelds jedoch nicht, dass sämtliche Alltags- und Freizeitaktivitäten nur vor Ort stattfinden. Gerade jüngere Bewohner(innen), kinderlose Paare und Singles verbringen einen erheblichen Teil ihrer (Frei-)Zeit nicht in der Suburbia, sondern in der Kernstadt oder der Region, verwirklichen sich woanders.

Anders verhält es sich bei Hunde-Besitzer(inne)n, die für ihre „Gassi-Routen“ Grünstreifen in ihrer unmittelbaren Wohnumgebung aufsuchen. Aufgrund der primär funktionalen Grün-Nutzung, besteht kein ästhetischer Anspruch an diese Flächen, die nicht schön, sondern nur nah und bequem gelegen sein sollen. „Also morgens zack, einmal so rum. Genau diesen Grünstreifen entlang. Das dauert eine Viertelstunde“ (Fr. Nowak). Kurz ist auch der Weg in die Stadt. Weil die Untersuchungs-räume über ihre äußeren Grünflächen mit dieser verbunden sind, gibt es unter den Befragten einige Personen, die täglich mit dem Rad nach Hannover pendeln – ohne Stau und Stress.

„Mein neuer Arbeitsweg führt mich immer nur durchs Grüne, das ist total schön. Also ich kann von hier immer zum Maschsee und der Leine bis zu den Herrenhäuser Gärten fahren, wo ich arbeite. Das hätte ich so in der Stadt natürlich nicht.“ (Fr. Assmann)

Die als idyllisch geschilderte Umgebung wertet die Strecke erheblich auf und wird, im Vergleich zu kürzeren Pendeldistanzen innerhalb der Stadt, als Bereicherung des Wohnens in der Suburbia erlebt.

Das „grüne Wohnzimmer“

„Also heimisch bedeutet für mich: Ich komme gerne nach Hause [...] und kann in meinem Garten liegen und freue mich über den Garten, freue mich, dass es da schön ist. Das ist eigentlich für mich zu Hause.“ (Fr. Gilles)

Der eigene Garten stellt für die meisten Bewohner(innen) im Suburbanen die Externalisierung ihres privaten Wohnbereichs dar, bietet Intimität und Vertrautheit, Selbstbestimmtheit und Handlungsfreiheit. Das Gartengrün wird zum „Gebrauchsgrün“, das im Machen Bedeutsamkeit erlangt und den Prozess des „heimisch Werdens“ anregt.

„Ganz klarer Rückzugsort, wo man sich mit den Kindern beschäftigen kann, wo man sich in den Garten reinsetzen und einfach nur die Natur genießen kann, das Drumherum, die Ruhe – das ist so das Heim.“ (Hr. Rütten)

Für das „Schönmachen und Gestalten-können“ (Fr. Grund) ist weniger die Größe des Gartens entscheidend als die unmittelbare Zugänglichkeit. Zwar wird in wenigen Fällen der Traum von einem größeren Garten geäußert, doch im Abgleich mit den eigenen Ressourcen und Alltagsanforderungen sogleich wieder verworfen. Denn mehr Grün bedeutet mehr Arbeit. Rational-pragmatisch wird dann auf die zeitlichen, körperlichen und finanziellen Restriktionen verwiesen, die v. a. mit steigendem Alter der Befragten als Belastung empfunden werden.

„Der Garten ist nicht so ganz kleines Handtuch, daher zu bewältigen für uns. Mein Mann ist körperbehindert und ich habe auch meine gesundheitlichen Einschränkungen. Mit Kraft und Wucht und Power schaffen wir keinen Garten mehr, aber so ein

bisschen rummuckeln und hier mal was pflanzen und da mal einen Apfel ernten ..., das ist schön.“ (Fr. Gehring)

Garten ist für manche Bewohner(innen) ein notwendiges Alltagsübel (geworden), das zusammen mit der Hausarbeit schnell erledigt wird. So sorgt Herr Engel jeden Morgen dafür, dass sein exponiert liegender Garten „ordentlich aussieht“ – weniger aus Leidenschaft denn aus Pflicht- und Ehrgefühl gegenüber seinen Nachbar(inne)n. Eine sozial erwünschte Gartengestaltung liegt aber nur noch in wenigen Straßenzügen der untersuchten Orte vor und betrifft nur einsehbare Teile wie den Vorgarten. Dieser ist in manchen Wohnquartieren ohnehin nur noch „grünbetoniert“, weil Pflanzen und Bäume „radikal entfernt und abgesägt“ werden, wie Herr Renner schildert. Geregelt und sanktioniert wird Wildwuchs und non-konformes (Grün-)Verhalten ausschließlich im Kleingärtnerverein, der bei Satzungsverstoß mit Abmahnung und Bußgeld droht. Da Frau Fegers Parzelle im Kleingarten ihr „einziger Luxus“ ist, ärgert sie sich nicht wirklich darüber, dass „man immerzu tun muss.“ Denn der Rentnerin verschafft die Gartenarbeit neben der täglichen Bewegung auch Kontakt mit anderen Gartenfreunden. Kommunikation am Zaun ist in suburbanen Wohngebieten ohnehin nichts Ungewöhnliches, wird oftmals sogar nachgefragt und positiv vermerkt.

„Wenn ich draußen [im Garten] irgendwo zugange bin und rumschnipsel am Grünzeug, dann grüße ich fast alle, die längs kommen. Ein paar bleiben stehen und wir reden ein bisschen zusammen.“ (Fr. Quandt)

Gleichzeitig kann man über das Grün – durch (lebende) Einfriedungen wie Hecken und Mauern – soziale wie räumliche Distanz zu seinen Nachbar(inne)n herstellen, diese auf Abstand halten. Grün erlaubt Rückzug und, wie Herr Dombrindt erwähnt, das Unbeobachtet-Sein und -bleiben, weil „bei uns jetzt alles zugewachsen ist und fertig. Es ist jetzt grün [...] man sieht gar nichts mehr.“ Tätigkeiten im Garten sind nicht nur für im Ruhestand lebende Personen ein wichtiger Struktur- und Taktgeber, sondern auch ein Betätigungsfeld der Freizeit- und Freiraum-Gestaltung für Familien. Für das Einstellen eines Wohlfühlens sind Selbstverwirklichungsmöglichkeiten jeglicher Art, das Aufblühen im und mit dem Garten, elementar. Als grünes Wohnzimmer kommt dem Garten so auch eine (idealisierte) Ausgleichsfunktion zu, er dient der Re- bzw. Kreation, ist ein Intermediär zwischen Arbeit und Genuss, Privatem und Öffentlichem.

„Was ich liebe ist die Gartenarbeit und die Bewegung an der frischen Luft [...]. Das ist für mich Machen und dabei Spinnen. Das ist frei sein und dieses Gefühl, tatsächlich einmal abschalten zu können. Das finde ich ganz wichtig.“ (Hr. Fink)

Herr Fink genießt seinen Garten aktiv im Tun. Grün gleicht in seiner Bedeutungszuschreibung einem temporären Urlaub vom Alltag; wird als Kontrast und Komplement zu den Alltagsroutinen wahrgenommen. Auch bei Frau Klötsch wird die Gartennutzung mit einer Auszeit gleichgesetzt, die sie für gewöhnlich nur nehmen kann, wenn die Kinder nicht da sind. Dann legt sie sich in ihre Hängematte, liest oder tut gar nichts. Als „Gartengenießerin“ beschreibt sich ebenfalls Frau Reimann, die ihr Gartengrün passiv – „durch das Sitzen auf der Terrasse“ – konsumiert. Genauso handhabt es die verwitwete Frau Reinhold: „Im Garten tue ich nichts. Ich habe einen Gärtner. Die Gartenarbeit ist nicht mein Ding. Habe ich noch nie Lust zu

gehabt und jetzt kann ich es auch nicht mehr.“ Ausschlaggebend für ihre Gartennutzung ist allein das Wetter. Anders verhält es sich bei vielen Familien in der Suburbia, die den Gebrauch des Gartens von ihrer Zeit abhängig machen, die sie mit den Kindern manchmal nur am Wochenende finden, um das Grün zu bespielen. „Ich glaube das ist so ein typisches Familienwochenende: Einkaufen, Garten, [...] mit den Kindern irgendetwas Schönes unternehmen“ (Fr. Jablonski) (Abb. 2).

„Die Kinder können im Garten rumtollen“ freut sich Frau Gödecke. Außerdem sind sie in diesem abgegrenzten Bereich sicher und vor Gefahren geschützt. In Nachbarschaften mit vielen kleineren Kindern werden Gärten daher nicht „abgeschlossen“, sondern offengehalten, damit man sich schnell besuchen, „gerade mal rüber“ kommen kann. Für Andere garantiert der eigene Garten Schutz durch Selbstisolation, wenn bauliche und soziale Wohnumfeldveränderungen missfallen und mit dem sozial-räumlichen Rückzug auch eine „zeitliche

Konservierung“, eine Projektion des Vergangenen ins Hier und Jetzt, einhergeht. Obwohl Frau Gustav unzufrieden mit der Entwicklung Altwarmbüchens ist, „haben wir das Haus, eine schöne Wohnung, einen großen Garten. Ich habe noch nie den Gedanken gehabt wegzuziehen. [...] Für mich passt alles.“ Das eigene Gartengrün offeriert also, je nach Gestaltung und An-eignung, Kontakt und Intimität. Zudem effiziert das private Grün bei vielen älteren, alleinlebenden Bewohner(inne)n Erinnerungen an die gemeinsam verbrachte Zeit mit der Familie, das Gefühl, nicht einsam zu sein. Diese Reminiszenz versucht man im Aufenthalt und Gebrauch aufrechtzuerhalten. In der Praxis des Kümmerns – um sich selbst und den Garten – bleibt das Weiterleben sinnhaft, neues „grünes Leben“ beobachtbar.

„Ich liebe die Gartenarbeit [...] und es besteht eine ganz starke Bindung an diese Wohnfläche hier und deshalb auch an den Garten. [...] Von mir aus könnte ich im Garten umfallen und tot sein ... also dies hier ist mein Lebensmittelpunkt.“ (Fr. Gerold)

Abb. 2: Das „Drinnengrün“.



Angenehmes Grün in der Suburbia – ein Fazit

Gemeinhin gilt die Zwischenstadt resp. Suburbia als „Nicht-Ort“ (Augé 2014) oder „ästhetischer, Unort“ (Tessin 2008: 127) inklusive seiner Grünräume. Am Rand kann man zwar an „beiden Welten“ (Sieverts u. Sieverts 2014: 63) – durch die „Nähe zu“ Stadt und Grün – teilhaben, doch ohne, dass diesen eine eigenständige Identität, Lesbarkeit und Begreifbarkeit zugeschrieben werden könnte (Sieverts 1997: 77). So scheint das Grün der Suburbia zwar gegeben, doch überwiegend en passant wahrgenommen zu werden – anästhetisch, aber angenehm, wobei „das Schöne“ im funktionalen, täglichen Gebrauch liegt. Nach Hauser und Kamleithner (2006) ist die (subjektive) Ästhetik im Suburbanen ohnehin nur im (Dr)



Fotos: A. Göb

innen-Bereich zu finden, im Heim mit Garten, dass eine jede und ein jeder für sich ästhetisieren, frei gestalten und selbstbestimmt aneignen kann (Göb 2019a, 2019b).

Tessin hat für das „(Dr)außengrün“ die These aufgestellt, dass „weniger die (besondere) Gestaltung des Freiraums, seine Schönheit bzw. Lieblichkeit [...] ausschlaggebend [ist,] als vielmehr Aspekte wie Erreichbarkeit, Ausstattung, Nutzbarkeit, Ruhe“ (2008: 45). Grün bietet – wie Suburbia eo ipso – wegen der räumlichen wie zeitlichen „Nähe zu“, verschiedene Optionen für den individuellen Gebrauch an. In einer Formel zusammengefasst definiert Tessin den Freiraum als ‚locus amoenus‘, der „schön, grün und ruhig = angemessen“ und „dann angenehm [ist], wenn er seine Funktion als Ort der Aktivität und/oder Ruhe, [...] der Entspannung und Erholung (wie immer man diese für sich selbst wünscht) optimal erfüllt“ (2008: 49f.). Diese Erkenntnis für städtische Freiräume ist auch auf Suburbias Grünräume übertragbar, wie die hier vorgestellten Untersuchungsbefunde verdeutlichen.

„Denn ich kann beides nutzen: die Natur genauso wie ein urbanes Leben. Wobei nutzen... also ich kann beides erleben. Ich habe Möglichkeiten...“ (Fr. Gehring)

Grün ist in der Suburbia in der Bedeutungszuschreibung ihrer Bewohner(innen) folglich ein „angenehmes Grün“. Es steht für Komfort, weil es nah, einfach „da“ ist. Als Gelegenheitsstruktur kann Grün gebraucht werden ohne schön zu sein, Familiarität generieren und Identifikation ermöglichen. Egal ob die Nutzung emotional oder funktional, spontan oder geplant ist, sich auf die Freizeit- oder die Alltagsgestaltung

bezieht, steigern naturnahe bzw. -ähnliche Räume die Lebens- und Aufenthaltsqualität ihrer Bewohner(innen) (un)bewusst. Grüne Infrastruktur stört nicht, kann – entsprechend der jeweiligen Ressourcen, Fähigkeiten und Bedarfe sowie Alltagsanforderungen – mehr oder weniger intensiv in die Routinen vor Ort integriert werden und bei veränderten subjektiven Ansprüchen wie objektiven Anforderungen neu validiert werden. „Angenehmes Grün“ in der Suburbia bietet Freiheiten resp. Möglichkeiten zum Gebrauch, zur zweckmäßigen Aneignung oder beiläufigen Perzeption.

Literatur

Augé, Marc (2014): Nicht-Orte. München.
 Bläser, Kerstin; Danielzyk, Rainer; Fox-Kämper, Runrid; Funke, Linda; Rawak, Myriam; Sondermann, Martin (2012): Urbanes Grün in der integrierten Stadtentwicklung. Strategien, Projekte, Instrumente. Düsseldorf: Ministerium für Bauen, Wohnen, Stadtentwicklung und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen.
 Bohnsack, R. (2003): Dokumentarische Methode und sozialwissenschaftliche Hermeneutik. In: Zeit-schrift für Erziehungswissenschaft 6 (4), S. 550–570.
 Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit (BMUB) (2015): Grün in der Stadt – Für eine lebenswerte Zukunft. Grünbuch Stadtgrün. Bonn.
 Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit (BMUB) (2017): Weißbuch Stadtgrün. Grün in der Stadt – Für eine lebenswerte Zukunft. Potsdam.
 Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS) (2013): Suburbaner Raum im Lebenszyklus. Nr. 24/2013 (Online-Publikation).
 Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS)/Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR) (Hrsg.): Akteure, Beweggründe und Triebkräfte der Suburbanisierung. BBR-Online-Publikation 21/2007.
 Claßen, Thomas; Heiler, Angela; Brei, Björn (2012): Urbane Grünräume und gesundheitliche Chancengleichheit – längst nicht alles im „grünen Bereich“. In: Bolte, Gabriele; Bunge,

Christiane; Hornberg, Claudia; Köckler, Heike; Mielck, Andreas (Hrsg.): Umweltgerechtigkeit durch Chancengleichheit bei Umwelt und Gesundheit: Konzepte, Datenlage und Handlungsperspektiven. Bern, S. 113–123.
 Danielzyk, Rainer; Dittrich-Wesbuer, Andrea; Oostendorp, Rebekka; Osterhage, Frank (2012): Wohnstandortentscheidungen von Familien mit Kindern: Trendverschiebungen im Zuge der Spätmoderne. In: Weixlbaumer, Norbert (Hrsg.): Anthologie zur Sozialgeographie. Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung Bd. 16. Wien, S. 9–34.
 Dosch, Fabian; Haury, Stephanie; Wagner, Juliane (2016): Einführung. In: Informationen zur Raumentwicklung (IzR) 6/2016: Grün in der Stadt, S. 657–660.
 Geertz, C. (1979): Dichte Beschreibung. Frankfurt am Main.
 Göb, Angelina (2019a): Heimat im suburbanen Raum?! Heimisch zwischen Heim und HeimArt. In: Informationen zur Raumentwicklung (IzR), 2.2019, S. 48–57.
 Göb, Angelina (2019b): Heimat im Suburbanen. Zur Lebenswelt von Suburbaniten. In: Hülz, M.; Kühne, O.; Weber, F. D. (Hrsg.): Heimat. Ein vielfältiges Konstrukt. Wiesbaden, S. 245–257.
 Helfferich, C. (2011): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. Wiesbaden.
 Honer, A. (1994): Das explorative Interview: zur Rekonstruktion der Relevanzen von Expertinnen und anderen Leuten. In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 20 (3), S. 623–640.

Honer, A. (2011): Kleine Leiblichkeiten. Erkundungen in Lebenswelten. Wiesbaden.
 Kamleithner, Christa; Hauser, Susanne (2006): Ästhetik der Agglomeration: zur Bedeutungsgestalt der Zwischenstadt. Bd. 8. Wuppertal.
 Lamnek, S. (2005): Qualitative Sozialforschung. Weinheim.
 Menzl, Marcus (2007): Leben in Suburbia: Raumstrukturen und Alltagspraktiken am Rand von Hamburg. Frankfurt.
 Menzl, Marcus (2014): Urbanisierungsprozesse in Suburbia? Überlegungen zur Ubiquität der urbanen Lebensweise. In: Roost, Frank; Schmidt-Lauber, Brigitta; Hannemann, Christine; Othengrafen, Frank; Pohlan, Jürgen (Hrsg.): Urbane Peripherie (Jahrbuch StadtRegion 2013/2014). Opladen, S. 43–60.
 Nohl, A.-M. (2017): Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis. Wiesbaden.
 Sieverts, Thomas (1997): Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land. Basel.
 Sieverts, Boris; Sieverts, Thomas (2014): Elemente einer Grammatik der Ränder. In: Roost, Frank; Schmidt-Lauber, Brigitta; Hannemann, Christine; Othengrafen, Frank; Pohlan, Jürgen (Hrsg.): Urbane Peripherie (Jahrbuch StadtRegion 2013/2014). Opladen, S. 61–82.
 Tessin, Wulf (2004): Freiraum und Verhalten. Soziologische Aspekte der Nutzung und Planung städtischer Freiräume. Eine Einführung. Wiesbaden.
 Tessin, Wulf (2008): Ästhetik des Angenehmen Städtische Freiräume zwischen professioneller Ästhetik und Laiengeschmack. Wiesbaden.

- 1 Bei den im Text angeführten Zitaten handelt es sich um Interviewpassagen von Untersuchungsteilnehmer(inne)n (Pseudonymisierung), die im Rahmen der Dissertation der Autorin – Göb, Angelina: Lebenswelten im Suburbanen. (Re)konstruktionen von Raum und Routinen am Rande von Hannover (erscheint 2021) – entstanden sind.
- 2 Obwohl das Thema „Grün“ in der Studie nicht zur forschungsleitenden Fragestellung gehörte, wurde dessen Relevanz in vielen Äußerungen explizit, die in diesem Beitrag analysiert werden.
- 3 Regionales Raumordnungsprogramm 2016 (RROP): <https://www.hannover.de/Leben-in-der-Region-Hannover/Plänen,-Bauen,-Wohnen/Raumordnung-Regionalentwicklung/Regionalplanung/RROP-2016/Unterlagen-zum-RROP-2016> [letzter Abruf: April 2021].
- 4 Stand 30.06.2017, Einwohnermelderegister.
- 5 Stand 30.06.2017, Einwohnermelderegister.
- 6 Laufende Stadtbeobachtung des BBSR: <https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/forschung/raumb Beobachtung/Raumabgrenzungen/deutschland/regionen/Grossstadregionen/Grossstadregionen.html> [letzter Abruf: April 2021].
- 7 Amtliches Topographisch-Kartographisches Informationssystem ATKIS, Stand 2017.